

UNIwersytet im. Adama Mickiewicza w Poznaniu

el. 429049 (1)  
K

**STUDIA  
GERMANICA POSNANIENSIA**

**XXII**

**Literaturindizierung im 19. und 20. Jahrhundert**



**POZNAŃ 1995**



UNIWERSYTET IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU



# STUDIA GERMANICA POSNANIENSIA

XXII

Herausgegeben von

ANDRZEJ Z. BZDEGA, STEFAN H. KASZYŃSKI, HUBERT ORLOWSKI

**Literaturindizierung im 19. und 20. Jahrhundert**

Redaktion: Hubert Orłowski



WYDAWNICTWO  
NAUKOWE

POZNAŃ 1995

429044 / 1995  
Bibl. UAM  
W

Redaktor naukowy  
HUBERT ORŁOWSKI



*Wydanie publikacji dofinansowane przez Komitet Badań Naukowych*

Opracowanie redakcyjne, skład i łamanie: Maciej Borkowski

ISBN 83-232-0669-4

ISSN 0137-2467

WYDAWNICTWO NAUKOWE IM. ADAMA MICKIEWICZA W POZNANIU

Nakład 450+80. Ark. wyd. 19,50. Ark. druk. 14,50 + 1 wklejka.

Papier offset kl. III. 80 g. 70 × 100. Podpisano do druku w kwietniu 1995 r.

WYKONANO W ZAKŁADZIE GRAFICZNYM UAM, POZNAŃ, UL. H. WIENIAWSKIEGO 1

Bibl. UAM

W 85

(Mitarbeiter: M. Dziubińska-Deja, W. Pfeiffer) *Deutsch global. Grundzüge 2. Podręcznik niemieckiego*. Warszawa 1993, Wyd. Szkolne i Pedagogiczne, 46 S.  
*Teile des Deutsch*. Altravox Press, Berlin 1991, 123 S.  
 (Mitarbeiter: M. Dziubińska-Deja, W. Pfeiffer) *Deutsch global. Grundzüge 3. Podręcznik niemieckiego*. Warszawa 1993, Wyd. Szkolne i Pedagogiczne, 46 S.  
 (Mitarbeiter: M. Dziubińska-Deja, W. Pfeiffer) *Deutsch global. Grundzüge 2. Podręcznik niemieckiego*. Warszawa 1994, Wyd. Szkolne i Pedagogiczne, 90 S.  
 (Mitarbeiter: M. Dziubińska-Deja, W. Pfeiffer) *Deutsch global. Podręcznik niemieckiego 3*. Warszawa 1994, Wyd. Szkolne i Pedagogiczne, 63 S.

## Inhalt

IZABELA MARCINIAK

Einleitung .....	3
Ewa Jurczyk (Katowice): Das deutsche bürgerliche Drama auf der polnischen Bühne um die Jahrhundertwende (18./19. Jh.) und die Zensur .....	5
Hubertus Fischer (Hannover): Karikatur und Zensur im preußischen Vormärz.....	15
Małgorzata Chojnacka (Gdańsk): Pressezensur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Danzig .....	37
Małgorzata Grzywacz (Poznań): Bernhard Bolzano und die Zensur .....	55
Maria Wojtczak (Poznań): Hinter den Kulissen des Ostmarkenvereins. Zur Entstehung der ‚Ostmarkenromane‘ .....	65
<b>Jürgen Haupt</b> (Hannover): Literatur-Zensur- und Gegenstrategien. Die Fälle Johannes R. Becher und Heinrich Mann in der Weimarer Republik .....	77
Magdalena Michalak-Etzold (Poznań): Thematisierte Selbstzensur deutscher Autoren vor und nach 1945 .....	91
Bogna Brzezińska (Poznań): Polens zentrale Zensurbehörde und die deutschsprachige Literatur 1945-1956 .....	107
Hubert Orłowski (Poznań): Verlagsgutachten und Nachworte. Zur Förderung und Zensur deutscher Literatur in Polen nach 1945 .....	125
Martin Rector (Hannover): Der unbequeme Bündnispartner. Zur selektiven Rezeption von Peter Weiss in der DDR .....	139
Wojciech Król (Poznań): Zur Rezeption Wolf Biermanns in den beiden deutschen Staaten .....	165
Marc Muylaert (Rouen): Von Bulgakow bis Loest. ‚Im Osten nichts Neues‘ .....	179
Monika Bettin (Poznań): Die DDR-Zensur und die Selbstzensur in den Augen der Autoren des ‚Prenzlauer Berges‘ .....	191
Veröffentlichungen der Mitarbeiter des Instituts für Germanische Philologie (1990-1994) .....	205

Überblick über Theorie der Frankoprovinzialismus in Deutschland. In: *XXII (1995) S. 165-177*.

MAGDALENA MICHALAK-ETZOLD

Poznań

## THEMATISIERTE SELBSTZENSUR DEUTSCHER AUTOREN VOR UND NACH 1945

Abstract. Michalak-Etzold Magdalena, *Thematisierte Selbstzensur deutscher Autoren vor und nach 1945* [Reflections of German Authors on Their Self-Censorship before and after 1945], *Studia Germanica Posnaniensia*, Adam Mickiewicz University Press, Poznań, vol. XXII: 1995, pp. 91-107, ISBN 83-232-0669-4, ISSN 0137-2467.

The increasing institutional censorship in National-Socialist Germany forced authors to control carefully those thoughts which were to be published. This process of self-censorship is analyzed in the following, focusing on the reflections of these authors concerned. Referring to the posthumous works of Werner Bergengruen, Elisabeth Langgässer, Oskar Loerke, Ina Seidel und Willy Vesper the essay is representing the view that the authors generally could not evade internal censorship and could hardly free themselves of it, even after the institutional censorship system had collapsed. The following essay is based on research conducted at the „Deutsches Literaturarchiv“ in Marbach (Germany).

Magdalena Michalak-Etzold, Instytut Filologii Germańskiej UAM, al. Niepodległości 4, 61-874 Poznań – Poland.

Zensur assoziiert man mit der Person des Zensors, „dem konkreten Individuum, das streicht, verbietet, stempelt, genehmigt“.<sup>1</sup> In der literaturwissenschaftlichen Forschung findet vor allem der Autor als Opfer der Zensur Beachtung, zunehmend gerät auch der Gegenspieler des Autors, der Zensor, in das Blickfeld, doch nur selten wird über das Paradoxon gesprochen, daß Autor und Zensor mitunter in einer Person verkörpert sind. Daher soll im folgenden auf diesen vernachlässigten Aspekt der literarischen Zensur eingegangen werden.

---

<sup>1</sup> Bedrich Utitz: *Der doppelte Teufel – der innere Zensor*. In: *europäische ideen*, H. 17, 1976, S. 35.

Unter diesem Gesichtspunkt wurden Nachlässe von einigen deutschen Schriftstellern, von Ina Seidel, Werner Bergengruen, Will Vesper, Elisabeth Langgässer, Oskar Loerke und Günter Eich, gesichtet. Ihnen allen ist gemeinsam, daß sie im Dritten Reich publizierten und mit Ausnahme des vor Kriegsende verstorbenen Oskar Loerke auch nach 1945 weiter Texte schrieben.

Unter Bezugnahme auf die Nachlässe wird hier die These vertreten, daß diese Autoren über 1945 hinaus auf den Zwang der äußeren Zensurverhältnisse mit Selbstzensur reagierten.

## Selbstzensur

Im komplexen Vorgang der Zensur ist sie die unmittelbarste Kontrollinstanz, die auf den im Entstehen begriffenen Text einwirkt. Die Gefahr eines Schreibverbotes oder Verfolgung nötigt den Autor zu sorgfältiger Zensur, damit ihm unerwünschte oder verbotene Gedanken nicht in die Feder fließen.

Selbstzensur läßt den Schriftsteller die äußere Zensur in Rechnung stellen, so daß er bewußt oder unbewußt die geforderten Auflagen erfüllt oder den Zensor zu überlisten beabsichtigt. Allerdings kann der Vorgang der unbewußten Selbstzensur kaum nachvollzogen werden, denn nur Zensurakte, die der Autor bewußt vornahm und thematisierte, können für die literarische Forschung erschlossen werden.

Thematisierte Selbstzensur ist eine Form der Kontrolle, die bereits so weit verinnerlicht worden ist, daß der Autor ihrer gewahr wurde, den Autor jedoch noch nicht so weit vereinnahmt, daß er sie aus seinem Bewußtsein verdrängen konnte.

Selbstzensur hinterläßt oft keine Spuren im Manuskript, dennoch bleibt ihre Existenz unbestritten. Dazu bemerkte Werner Bergengruen in seinen Aufzeichnungen 1945: „Was wir auch schreiben mögen, es ist doch alles nichts anderes als die Fragmente, die Skizzen, die Abfälle des Ungeschriebengebliebenen.“<sup>2</sup>

## Äußerer Zwang als auslösendes Moment der Zensur

Schriftsteller sind dank ihres Literaturverständnisses und literarischen Einfühlungsvermögens dafür begabt, literarische Texte zu zensieren, doch wenig selbstkritisch eingestellt mißfällt es ihnen, die Forderungen der Zensurinstanzen lückenlos zu erfüllen. Diese Unfähigkeit zur vollständigen Selbstzensur sollen äußere Zensoren ausgleichen, indem Texte im Hinblick auf ihre Konformität mit politischen Vorgaben durchgesehen und Autoren eingeschüchtert werden.

Schriftsteller, Verleger und Buchhändler mußten mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten kritische Texte fürchten, da diese Stigmatisierung und Verfolgung

<sup>2</sup> Werner Bergengruen: *Dichtergehäuse. Aus den autobiographischen Aufzeichnungen*. Zürich 1966, S. 203.

nach sich ziehen konnten. Da verbindliche Richtlinien und Maßstäbe für geduldete Texte nicht galten, waren Schriftsteller auf ihre eigene Intuition und Feingefühl angewiesen. Der Terror rief eine Atmosphäre der Angst und Einschüchterung hervor, in der Autoren möglicherweise Anstoß erregende Gedanken nicht mehr in den Sinn kamen, geschweige denn von ihnen niedergeschrieben wurden. Infolge erzwungenen vorausseilenden Gehorsams konnten demgegenüber Werke angepaßter Autoren von der Zensur unbeanstandet veröffentlicht werden.

Doch ohne die Zwänge der nationalsozialistischen Zensurverhältnisse geringzuschätzen, ist das die Wirklichkeit einer inkonsequenten Zensurpraxis verzerrende Stereotyp perfekt gesteuerter Kulturpolitik dringend korrekturbedürftig. Zumindest für die anfängliche Phase lassen sich keine klare Zensurmuster erkennen. Inkonsequenz, Zufälligkeit und Kompetenzwirrwarr sind die wichtigsten Merkmale dieses Schwebezustandes, in dem sich Autoren wie Zensoren nach kanonisierten Bewertungsrichtlinien oder sogar einem Zensurkatalog sehnen konnten, damit sie wenigstens von der belastenden Ungewißheit befreit würden. Niemand schien genau zu wissen, was erlaubt, erwünscht und verboten war und was gerade noch geduldet wurde. Daher ist nicht jeder Konflikt mit den Zensurorganen als ein Akt der Mißachtung politischer Vorgaben seitens des Autors zu verstehen und mancher von ihnen zensierte seine Texte möglicherweise unnachsichtiger als Beamte der offiziellen Zensurbehörden<sup>3</sup>, wie die Reichsschrifttumskammer des Reichsministeriums für Volksaufklärung und Propaganda, die Parteiämliche Prüfungskommission zum Schutze des NS-Schrifttums, Rosenbergs Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums u.a.

Die Zentralisierung des Verbotswesens durch den Chefzensor Goebbels ließ schließlich alle Fäden in der Reichsschrifttumskammer zusammenlaufen. Diese oberste Zensurbehörde des Dritten Reiches, die als verlängerter Arm des Propagandaministeriums angesehen werden kann, entschied über alle Verbotsanträge. Für Veröffentlichungen wurde die Mitgliedschaft in dieser Zwangsorganisation vorausgesetzt, so daß die Verweigerung des Eintritts oder ein Ausschluß einem Publikationsverbot gleichkamen. Unter diesen Umständen flüchtete mancher Schriftsteller zur Selbstzensur.

### Thematisierung der Selbstzensur

Denk- und Schreibverbote, die Autoren über sich selbst verhängen, werden oft tabuisiert. Da die Selbstzensur selten offen eingestanden wird, ist die „Angst vor dem eigenem Wort“ ein schwer faßbarer Vorgang.

Die Schere im Kopf, die „in keinem Biologiebuch und in keinem Spezialwerk der Hirnanatomie verzeichnet ... [ist und die] man weder mit bloßem Auge noch unter dem Elektronenmikroskop erkennen“<sup>4</sup> kann, zerstümmelt ständig Gedanken. Denn der

<sup>3</sup> Robert Havemann: *Über Zensur und Medien*. In: europäische ideen, H. 17/1976, S. 37.

<sup>4</sup> Christian Schultz-Gerstein: *Der Doppelkopf*. In: *Die Schere im Kopf. Über Zensur und Selbstzensur*, hrsg. v. Henryk M. Broder. Köln 1976, S. 7.



innere Zensor korrigiert nicht nur den verfaßten Text, sondern unterdrückt auch aufkommende unformulierte Gedanken, er begeht „Gedankenkindermord“ (Heine).

Werner Bergengruen, ein 1937 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossener Romancier, wich von seinem kompromißlosen Standpunkt *quod scripsi, scripsi* ab und opferte nach seinen eigenen Worten seine „liebsten Gedanken, die glücklichsten Einfälle, die dichterischsten Bilder“. Im Compendium, in dem er die Geschichte seines Romans *Der Großtyrann und das Gericht* schildert, schreibt er 1945 über die Selbstzensur und deren Verdrängung:

Wie schwer ein solches Opfer ist, weiß nur, wer es gebracht hat. Und doch verschwindet es angesichts des fertig werdenden oder gar des abgeschlossenen Werkes merkwürdig schnell aus dem Gedächtnis und hinterläßt keinen Stachel.<sup>5</sup>

Im Gegensatz zu dem Roman *Am Himmel wie auf Erden*, dessen Veröffentlichungsgenehmigung nach einem Jahr zurückgenommen wurde, blieb *Der Großtyrann* von der Zensur unbehelligt. In der Parteizeitung *Völkischer Beobachter* wurde er sogar als „Führerroman der Renaissance“ gepriesen, da der Titelheld auf Hitler gemünzt wurde.

Wenngleich die positive Beurteilung und Deutung im nationalsozialistischen Sinn auch „bösem Willen“ entspringen konnte,<sup>6</sup> ist diese Interpretation als Folge allzu vorsichtiger Kritik Bergengruens an der Romangestalt des Tyrannen zu verstehen.

Der Text wurde schon 1935 für einen Vorabdruck in der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* verbessert und der Autor behielt in späteren Abdrucken und Buchausgaben freiwillig manche der damaligen Verbesserungen bei. Den ganzen Vorgang zeichnete Bergengruen nach 1945 auf:

Chefredakteur [...] Dr. Silex, ein gewandter Journalist, aber charakterlos und feige und nur von dem einen Bestreben geleitet, bei der nationalsozialistischen Regierung keinen Anstoß zu erregen [...] führte langatmig aus, ich hätte mich leider zu einigen Abschweifungen verleiten lassen, die der künstlerischen Geschlossenheit des Ganzen schadet und um des künstlerischen Gesamtausdrucks willen seien einige Änderungen unerlässlich; andernfalls sei der Abdruck nicht möglich.<sup>7</sup>

Silex verlangte zusätzlich zur Abänderung des Titels, die Bezeichnung Großtyrann und alle Gespräche über Staatsräson, Politik und Macht zu streichen. Außerdem durfte dem Titelhelden weder Kinderlosigkeit noch Baulust zugeschrieben werden.

Bergengruen erinnerte sich 1945 an die Überarbeitung des Romans unter dem neuen Titel *Die Versuchungen*:

Ich sehe mich noch heute über dem Manuskript sitzen und fluchend und stöhnend das fast auf jeder Seite vorkommende Wort „Großtyrann“ durch Regent, Herrscher, Gewalthaber, Machthaber und dergleichen ersetzen.<sup>8</sup>

<sup>5</sup> Bergengruen (Anm.2), S. 232.

<sup>6</sup> Vgl. Gisela Berglund: *Der Kampf um den Leser im Dritten Reich*. Worms 1980, S. 11.

<sup>7</sup> Werner Bergengruen: *Compendium Bergengruenianum 1940-63*, Bd. 7 (1945), S. 935. Deutsches Literaturarchiv / Marbach am Neckar.

<sup>8</sup> Ebenda.

In einer weiteren Darstellung verleiht er seiner Verbitterung Ausdruck:

Der ganze Vorgang ist kennzeichnend für jene Zeit. Es gab nicht sehr viele Gelegenheiten, Charakter zu zeigen, solange man noch nicht zum Selbstmord entschlossen war; aber die Erbärmlichkeit der Menschen war so groß, daß sie auch den wenigen Gelegenheiten, die ihnen noch offen standen, sorgfältig aus dem Wege zu gehen suchten.<sup>9</sup>

Während die Zeitungsausgabe des Romans zensiert wurde, konnte der *Großtyrann* jedoch wenige Monate später im Original als Buch veröffentlicht werden. Der Schriftsteller verzichtete auf den ursprünglichen Wortlaut seines Romans, weil er sich „die vereinbarten tausend Mark nicht entgehen“<sup>10</sup> lassen wollte.

Dieser Zensurfall verdeutlicht, daß Selbstzensur und äußere Kontrolle nur mit Hilfe einer entsprechenden Stellungnahme des Schriftstellers voneinander abgegrenzt werden können. Ohne solche Stellungnahmen ließe sich nicht beurteilen, ob etwa Wilhelm Lehmann die Erzählung *Die Kastanien* aus eigenem Antrieb oder unmittelbarem äußeren Druck dem Zeitgeist anpaßte. Darin hieß es ursprünglich über die Zeit vor 1933: „Weltkrieg und Inflation waren geschehen, das Grausen der Zeit stand erst bevor“, während in einem Abdruck in der „Neuen Rundschau“ 1939 das Wort „Grausen“ durch „Wende der Zeit“ ausgetauscht worden war.<sup>11</sup>

Dagegen trug der Herausgeber Hans Grimm die Verantwortung für Modifikationen in Ina Seidels Gedicht *Die Mutter sinnt bei der Wiege*, das er ohne Erlaubnis der Dichterin in die Anthologie *Irdische Losungen in Gedichten für Werktätige* aufnahm. Seidel empörte sich darüber, daß das Wort „Herz“ durch den Begriff „Blut“ ersetzt worden war.<sup>12</sup>

Wie diese Zensureingriffe vor Augen führen, kann die Reflexion über den Hintergrund von Streichungen vor voreiligen Schlußfolgerungen im Bezug auf Selbstzensur bewahren. Oft veranlaßten nämlich Verleger und Redakteure aus ihrer Sicht unerläßliche Korrekturen und brachten die Autoren dazu, in einem unaufhörlichen Dialog mit dem eigenen inneren Zensor Formulierungen und Gedanken den Vorgaben anzupassen. Diese 'freiwillige' Zensur konnte trotz der lückenhaften äußeren Kontrolle die Politisierung der Literatur im Sinne der NS-Ideologie gewährleisten.

Die Konformität literarischer Texte in Inhalt und Form mit den offiziellen Erwartungen an die Schriftsteller läßt nicht uneingeschränkt auf ein angepaßtes Verhalten schließen.

Will Vesper ist hierfür ein Paradebeispiel. Weder in seinen privaten noch publizierten Texten finden sich Äußerungen zur Selbstzensur. In einigen literarischen

<sup>9</sup> Ebenda.

<sup>10</sup> Werner Bergengruen an Elisabeth Langgässer: Brief vom 30. Mai 1937. Deutsches Literaturarchiv/Marbach am Neckar.

<sup>11</sup> Vgl. Nachwort von Jochen Meyer. In: Wilhelm Lehmann: *Der Stumme Laufjunge. Vier Erzählungen*. Stuttgart 1987, S. 84.

<sup>12</sup> Vgl. Ina Seidel an Hans Grimm: Brief vom 21. Oktober 1955, Deutsches Literaturarchiv/Marbach am Neckar.

Werken können versteckte Spuren praktizierter Selbstkontrolle vermutet werden, zumal Vesper den Durchbruch zu literarischem Ruhm noch vor sich wähnte und daher besonders willfährig eingestellt sein konnte. Seine Texte erwecken den Anschein, als ob sie im Geiste der Ideologie des Nationalsozialismus ‚berichtigt‘ worden seien. Die Einbeziehung zahlloser ideologischer Schlüsselbegriffe, wie der inflatorische Gebrauch des Attributs „deutsch“, begründet die Vermutung, daß diese zum Schutz vor Zensureingriffen eingefügt wurden. Doch der Schein trügt, denn die Zäsur 1945 enthüllte, daß Vesper nicht nur so schrieb, sondern auch so dachte. Vesper hetzte in Privatbriefen weiter gegen den „jüdischen Kulturbolschewismus“ und „panslavisch-asiatischen Imperialismus“.<sup>13</sup> Auch nachdem er seinen Namen auf einem alliierten Index entdeckt hatte, hielt er weiterhin an seiner alten Weltanschauung fest.

Der unverbesserliche Autor beschrieb skeptischen Verlegern, die um Drucklizenzen und Papierlieferungen bangten, Konflikte mit NS-Kontrollbehörden. Demnach habe sein Gedicht *Bekennnis* (1934), in dem er sich zum Christentum bekannte, Angriffe des NS-Ideologen Alfred Rosenberg und dessen Amtes auf sich gezogen.

Der 1935 veröffentlichte Roman *Der entfesselte Säugling*, in dem aus der Sicht eines Kindes die Erwachsenenwelt beschrieben wird, soll als ein „getarnter Angriff auf die Hitler-Jugend“ und als „Satire auf den Nationalsozialismus“ kritisiert worden sein. In der Tat könnten manche Stellen so interpretiert werden, wie etwa folgende:

Und ich sage jedem, der Wert darauf legt, sich ein wenig aus der Masse herauszuziehen, es gibt dazu kein besseres Mittel als die Wahrhaftigkeit. Sagt ruhig die Wahrheit, handelt nach ihr ungescheut: niemand wird es euch glauben, und ihr könnt – Masken brauchen wir alle – keine bessere Maske finden als eben gar keine.<sup>14</sup>

Allerdings ist zweifelhaft, ob dieser allgemein gehaltene Appell von Anfang an als Kritik intendiert war, denn der Text wurde bereits 1927 abgefaßt. Doch die im Dritten Reich gedruckte Fassung beinhaltet einen im Manuskript nachträglich eingefügten Satz, der ebenfalls auf Vespers kritische Haltung hinweisen könnte: „So lernte ich die bittere Wahrheit, daß man die Menschen durch Verstellung, Lüge und Dummheit glücklicher macht als durch Wahrheit und Weisheit“.<sup>15</sup>

Aber die für andere Schriftsteller in der Nachkriegszeit unübliche Verbitterung Vespers über nationalsozialistische Kritik an seinen Schriften bekräftigt das Urteil, daß er im Dritten Reich nur unbeabsichtigt auf Kritik gestoßen war.

Bei ihm kann somit keine Selbstzensur festgestellt werden, vielmehr deuten seine Unbelehrbarkeit und die ausgebliebene Reflexion über die Selbstzensur darauf hin, daß der Schriftsteller sich mit den nationalsozialistischen Ideen abgefunden und identifiziert hatte. Indes unterstrich Vesper nach 1945 Konflikte mit den NS-Zensoren nachdrücklich, um diese Identifikation zu verschleiern. Er verschwieg, daß er selbst zum

<sup>13</sup> Vgl. Will Vesper an Hans Grimm: Brief vom 5. September 1946, Deutsches Literaturarchiv / Marbach am Neckar.

<sup>14</sup> Will Vesper: *Der entfesselte Säugling*. München 1935, S. 38.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 64.

Zensor anderer Autoren geworden war und als Herausgeber der Zeitschrift *Die neue Literatur* jüdische Autoren denunziert und gefordert hatte, ihre Werke von der „wahren deutschen“ Dichtung zu trennen. Nach der Fusion seines Blattes mit der *Europäischen Literatur* im Jahre 1943, was in allgemeiner Papierknappheit begründet lag, verteidigte er in einem Protestschreiben an das Propagandaministerium sein Blatt als „tapfere Zeitschrift, die in den Kampffahren als einzige Literaturzeitschrift gegen die jüdische Literatur gekämpft und sich offen für den Nationalsozialismus eingesetzt hat“.<sup>16</sup>

Trotz seines Eifertums mußte sich Vesper Schwierigkeiten bei der Herausgabe der eigenen Texte im Dritten Reich gefallen lassen. So wurde er 1942 gezwungen, politisch relevante Passagen seiner 1928 herausgegebenen Märchen zu überarbeiten. Darin beanstandeten die Zensoren die Erwähnung von Mose und König Salomo. Vesper erteilte zu Streichungen sein Einverständnis und nahm auch nach 1945 daran keinen Anstoß.<sup>17</sup>

Das unterscheidet ihn u.a. von Bergengruen, der sich immer wieder mit seinen Kompromissen und Zugeständnissen an die Zensurbehörden auseinandersetzte.

Erweist es sich während der Arbeit an einer Erzählung aus irgendwelchen Gründen als notwendig, den Namen einer Figur oder einer Örtlichkeit zu ändern, so ist der Entschluß schwer zu fassen und ein heftiger Widerstand zu überwinden. Es ist, als wehre die Gestalt sich persönlich, den Namen aufzugeben, unter dem sie Gestalt geworden ist. Das ist nicht viel anders, als wenn ein lebender Mensch einen neuen Namen anzunehmen gezwungen ist [...] Die Stadt meines Großtyrannen sollte ursprünglich Bassano heißen; ich weiß nicht mehr, warum. Dann sah ich ein, daß eine Änderung vorgenommen werden mußte, damit nicht der Gedanke an die ganz anders beschaffene oberitalienische Stadt Bassano ein falsches Bild von meiner Stadt erweckte. Da wollte es mir zunächst unmöglich scheinen, das Buch überhaupt zu schreiben. Der Übergang vom B zum C erschien mir als ein Sakrileg (1949).<sup>18</sup>

Mitunter beriefen sich Schriftsteller explizit auf die Selbstzensur, wie etwa Hans Werner Richter:

[...] schon am nächsten Tag wirkten sie [die Gedanken, die Verf.] unecht. Noch schlimmer wurde es, als ich meinen eigenen Verstand als Zensor entdeckte. Er zensierte während des Schreibens meine Empfindungen und auch meine Erlebnisse. Dies kannst du schreiben und dies nicht. Alles wurde gestrichen, was durch einen anderen entdeckt werden konnte.<sup>19</sup>

Doch nur selten gestanden Autoren im Rückblick auf die Diktatur ihre zwiespältige Rolle als Schaffende und Zensierende ein, vielmehr stilisierten sich viele ungeachtet ihrer Tätigkeit als Zensoren zu Opfern der Zensurverhältnisse.

<sup>16</sup> Will Vesper an das Propagandaministerium: Brief vom 10. Februar 1943, Deutsches Literaturarchiv/Marbach am Neckar.

<sup>17</sup> Vgl. Will Vesper an Gerhard Stalling-Verlag: Briefe vom 6. Januar 1943 und vom 1. Juni 1944, Deutsches Literaturarchiv / Marbach am Neckar.

<sup>18</sup> Bergengruen (Anm. 2), S. 228.

<sup>19</sup> *Das Tagebuch und der moderne Autor*, hrsg. v. Uwe Schultz. München 1965, S. 100.

Werner Bergengruen, der 1937 Elisabeth Langgässer dem Verleger Otto Müller anempfahl und nach Möglichkeiten ihrer Wiederaufnahme in die Reichsschrifttumskammer sondierte, forderte von der Schriftstellerin, Änderungen im Roman *Rettung am Rhein* vorzunehmen und sich dazu in die Situation ihres Verlegers einzufühlen.

Tröstend schilderte er ihr eigene Kompromisse, zu denen er sich gezwungen sah und die ihn den Grundsatz „lieber sterben als auf einen Satz verzichten“ nicht immer aufrechterhalten ließen:

Wenn ich mich dann zu Änderungen bereit erklärte, erbat ich mir zugleich das Manuskript zurück, indem ich mir den Anschein gab, als benötige ich es zur Umarbeitung und habe kein anderes zur Verfügung. Auf diese Weise war dem Ansinner mit seinem schlechten und überladenen Gedächtnis jede Möglichkeit genommen, die alte mit der neuen Fassung zu vergleichen. Nun wurde das Manuskript hier und da auseinander geschnitten und wieder zusammengeklebt, hier und da eine Stelle neu nummeriert, hier und da etwas gestrichen, hier und da etwas eingeschoben, außerdem ein paar Kleckse und Rotstiftspuren verteilt [...] Wenn ich späterhin ein solches Buch oder einen solchen Artikel in die Hand nahm, dann merkte ich die Bruchstellen kaum mehr, und es schien mir in Ordnung. Denn schließlich war ich es ja, der die Änderungen vorgenommen hatte, und nicht irgendeiner Redaktions- oder Verlagskuli. Es ist merkwürdig: unsereiner, der solange er an einer Sache arbeitet, unentwegt streicht, ändert, verwirft und neumacht, unsereiner hält es für eine tödliche Beleidigung und erniedrigende Zumutung, das selbe noch einmal zu tun, sobald die Arbeit in die Maschine getippt und damit für „fertig“ erklärt worden ist und sobald diese Anregung von einer anderen Seite und gar noch von der verlegerischen ausgeht.<sup>20</sup>

Langgässer, die sich um die Wiederaufnahme in die Reichsschrifttumskammer bemühte, fügte sich den Ratschlägen ihres Schicksalsgenossen und erklärte einige Monate später dem Verleger:

Sollten Sie [...] glauben, daß die beanstandete Erzählung noch einer Vereinfachung im Satzbau, Ablauf oder Sinndeutung bedürfe, so bin ich natürlich gerne bereit, sie unter diesem Gesichtspunkt noch einmal vorzunehmen und bitte deshalb, mir das Manuskript – ich habe augenblicklich kein weiteres vorrätig – zu diesem Zwecke zurückzuschicken.<sup>21</sup>

Wenn der Schriftsteller allmählich die Vorstellungen seiner Zensoren kennengelernt hatte und seine Reaktion berechnen konnte, sann er oftmals darauf, den Zensor zu überlisten anstatt sich ihm uneingeschränkt zu fügen. Dennoch schrieb Bergengruen gleich nach dem Krieg über den „Beruf des Dichters [...] als eine fortdauernde Selbstprostitution“.<sup>22</sup> Dieses Bild wandten auch Literaturkritiker der Nachkriegszeit an, indem Schriftsteller wie etwa Gottfried Benn als „geistige Prostituierte“ diffamiert wurden. Derartige Selbstkritik wird möglicherweise auch in Günter Eichs Hörspiel *Radium* laut, da der sich prostituierende Dichter Chabanais (=Bordell) als Anspielung

<sup>20</sup> Bergengruen (Anm. 10).

<sup>21</sup> Elisabeth Langgässer: *Briefe 1925-1950*, hrsg. v. Elisabeth Hoffmann. Hamburg 1990, Bd. 2, Brief an Otto Müller, 15.10.37, Nr. 146, S. 279.

<sup>22</sup> Bergengruen (Anm.2), S. 197.

auf Eichs Skrupellosigkeit verstanden werden kann, nämlich: „Werbung zu schreiben für ein verbrecherisches Regime“.<sup>23</sup>

Auch wenn Eich Kompromisse schloß, bekannte der über Biographie und Privatleben keine Auskunft erteilende Dichter 1947: „Ich habe dem Nationalsozialismus keinen aktiven Widerstand entgegengesetzt. Jetzt so zu tun als ob, liegt mir nicht“.<sup>24</sup>

Anhand umgearbeiteter Manuskripte oder des Vergleiches unterschiedlicher Fassungen derselben Texte läßt sich der Prozeß der Selbstzensur verfolgen. Doch wird daraus nur ersichtlich, wie der zu Papier gebrachte Gedanke selbstkritisch den herrschenden Verhältnissen angeglichen wird, während der innere gedankliche Prozeß nicht unmittelbar erfaßt wird. Allerdings könnten Zensurmuster, die das korrigierte Manuskript durchwirken, auch Rückschlüsse auf die nicht beschriebene Zensurierung unerlaubter Gedanken zulassen.

### Auseinandersetzung mit der Selbstzensur im vertraulichen Text

Zum Privaten neigende Texte werden zum Ort, in dem das innere Ringen um die eigenen Gedanken zur Sprache kommt und in dem Ansichten, Emotionen und Depressionen dargelegt werden. Oft geben Tagebücher Aufschluß über die Intentionen des Verfassers, die im veröffentlichten Text entweder verschwiegen, versteckt oder abgeschwächt wurden. Selten werden die Leser in den veröffentlichten literarischen Texten in deren Vorgeschichte eingeweiht. Dennoch lassen sich Beispiele für direkte Andeutungen anführen, wie die letzten Zeilen eines oftmals bearbeiteten Gedichtes von Ina Seidel *Für Agnes Miegel zum 70. Geburtstag* aus dem Jahre 1949:

Das letzte Blatt wird einst das Fazit tragen  
Von dem, was zwischen Zeilen stand.

Aber auch Tagebücher können im Hinblick auf ihre Veröffentlichung geschrieben werden, so daß in ihnen das Kalkül des Schriftstellers und Publizisten den Blick in die Gedankenwelt des Tagebuchautors verwehrt. Zudem konnten die Autoren auch privaten Tagebüchern nicht alle Geheimnisse anvertrauen. Ina Seidel schrieb im Mai 1945 an ihren Sohn, den Adressaten ihrer Tagebücher:

[...] und Du wirst das, was nicht ausgesprochen werden konnte, zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Du wirst fühlen, welcher Druck seit dem vorigen Herbst auf mir lastete und daß ich darum in diesen Blättern nicht ganz ich selbst zu sein vermochte.<sup>25</sup>

<sup>23</sup> Axel Viereggs: *Der eigenen Fehlbarkeit begegnet. Günter Eichs Realitäten 1933-45*. Eggingen 1993, S. 25.

<sup>24</sup> Zit. nach Ulrich Greiner: *Ein Streit um Eich*. In: *Die Zeit* Nr. 16, 16.4.1993, S. 57.

<sup>25</sup> Ina Seidel: *Tagebuch und Notizbücher aus den Jahren 1902-72*, Deutsches Literaturarchiv / Marbach am Neckar.

Dennoch scheint ein Tagebuch, eine Notiz, eine Aufzeichnung oder auch ein Brief am aufrichtigsten und am wenigsten stilisiert die Haltung des Autors wiederzugeben. Sie können daher als eine zuverlässige Quelle über die Haltung des Verfassers zu den Fragen seiner Zeit charakterisiert werden: „Niemand enthüllt sich so schnell wie der von sich selber Sprechende, selbst da wo er sich zu verhüllen denkt. Darin enthalten Memoiren auch immer Wahrheit, obwohl oft eine andere als der Verfasser hat geben wollen“, bemerkte Bergengruen.<sup>26</sup>

Obwohl mancher Tagebucheintrag im Sinne der Propaganda verfaßt oder korrigiert wurde, stellte dieses außer dem Gebet einzige „Mittel der Befreiung“<sup>27</sup> eine Fluchtmöglichkeit vor dem Widerspruch des Ichs zu seiner Umgebung dar und wurde von denen bevorzugt, die unter der Herrschaft der NSDAP zu öffentlichem Stillschweigen verurteilt waren.

Der vollen Ausschöpfung dieser Quelle steht entgegen, daß viele Persönlichkeiten private Notizen und Aufzeichnungen vernichteten. Ina Seidel vernichtete viele Blätter aus den Jahren 1942-1948. Am 14. Mai 1945 riß sie beispielsweise eine Seite aus und fügte die Notiz hinzu: „Einige Auslassungen ephemerer Depression veranlassen mich, die handschriftliche Niederschrift dieser Seite zu vernichten – so etwas sollte nicht stehen bleiben. Das gleiche gilt für früher vernichtete Seiten dieses Heftes“.<sup>28</sup>

Oskar Loerke wollte in seinen „letztwilligen Bestimmungen“ über seinen Nachlaß sogar alle seine Tagebücher vernichtet wissen, möglicherweise, weil dieses zeitgeschichtliche Dokument über seine zunehmende Selbstzensur und Verstummen Zeugnis ablegt.

Hermann Kasack, der Retter und Herausgeber dieser Aufzeichnungen, welcher nach 1945 posthum einige Stellen für Loerke herausstrich, weist im Vorwort auf Beispiele für Selbstzensur des Diaristen hin, wie etwa einen Tagebucheintrag vom 14. Februar 1933: „Viel Entscheidenes hat sich ereignet“, wobei „Entscheidenes“ anstelle eines anderen sorgfältig ausradierten Wortes gesetzt wurde, nämlich: „Entsetzliches“.

Da die späteren Herausgeber von Tagebüchern oder Briefen dazu geneigt sind, Korrekturen im wie auch immer verstandenen Sinne der Autoren vorzunehmen, ist die Authentizität der Tagebucheditionen mit einem Fragezeichen versehen.

Erst in der neuesten Ausgabe der Briefe von Langgässer wurden beispielsweise die von ihrem Mann und Herausgeber zensierten Stellen berichtigt. So wandelte Wilhelm Hoffmann 1954 Langgässers Urteil über den damaligen Feuilletonredakteur der „Frankfurter Zeitung“ Siegfried Kracauer als „fiesen, zynischen, kleine Juden“ (August 1926) in „dieser fiese, zynische, kleine Kerl“ um.<sup>29</sup>

<sup>26</sup> Bergengruen (Anm. 2), S. 226.

<sup>27</sup> Gerhard Nebel: Vorwort zu: *Bei den nördlichen Hesperiden. Tagebuch aus dem Jahre 1942 von Gerhard Nebel*. Wuppertal 1948, S. 6.

<sup>28</sup> Seidel (Anm. 25).

<sup>29</sup> Vgl. Elisabeth Langgässer: ... *soviel berauschte Vergänglichkeit. Briefe 1926-50.*, hrsg. v. Wilhelm Hoffmann. Düsseldorf 1954, S. 12.

## Flucht und Zuflucht – Schriftsteller im Dritten Reich

Bergengruen litt in den vierziger Jahren unter seelischen Depressionen, da Dr. Bäuml, Oberregierungsrat in der Nachrichtenstelle der Bayerischen Landesregierung, ihn dazu drängte, für die Münchener Feldpost zu schreiben.

Jedesmal hatte ich [Bergengruen – M. M.-E.] gegenüber seinen hartknäckigen Andringen neue Ausflüchte zu ersinnen; denn wer diese Zeit in Deutschland miterlebt hat, der weiß, daß es der bare Selbstmord gewesen wäre, wenn ich ihm überhaupt nicht geantwortet oder gar geschrieben hätte: „Lassen Sie mich zufrieden, ich will mit Ihrem Blatt nichts zu tun haben.“ Ein paar Male konnte ich ihn mit alten längst veröffentlichten Gedichten neutralen Inhalts abspesen, zweimal jedoch sah ich mich gezwungen, ihm Aufsätze zu schreiben, die nach seinen Intentionen dazu dienen sollten, den Wehr- und Widerstandswillen der Leser zu kräftigen. Es war eine grauenhafte Qual und Mühe, eine wahre complexio oppositorum. Denn ich wollte nichts schreiben, was ich nicht verantworten konnte, und ich durfte nichts schreiben, als was in sein Programm gehörte.<sup>30</sup>

Schriftsteller, Verleger und Buchhändler waren durch ‚Schwarze Listen‘ zu Konformität gehalten. Die umlaufenden ‚streng vertraulichen Listen‘ mißliebiger Texte mahnten zur Vorsicht und ließen die Neigung zur Selbstzensur wachsen.

Da zu viele Listen im Umlauf waren, kam es manchmal zu Irrtümern, wie im Fall von Ina Seidel, deren Texte aufgrund dessen eine Zeit lang nicht besprochen werden durften. Beunruhigt forschte die Schriftstellerin nach den Ursachen und teilte Benn im Mai 1934 mit:

[...] man soll manche Deckel jetzt doch lieber nicht lüften! Es handelte sich um eine ganz private Liste des Hauptschriftleiters und hätte ich, was ich dann erst erfuhr, vorher gewußt, hätte ich es als Ehre empfunden, in diesem Verzeichnis zu stehen – man ist da wirklich in guter Gesellschaft.<sup>31</sup>

Dieses Ehrgefühl ließ bei Ina Seidel nach und „infolge prinzipieller Erwägungen“<sup>32</sup> verweigerte sie 1938 der als ‚Halbjüdin‘ diskriminierten Elisabeth Langgässer Hilfe, die ihre Arbeitsbedingungen in diesen Jahren folgendermaßen beschrieb:

Man muß eben diese Zeit als eine Askese betrachten, die mit geistiger Einkehr, Stillschweigen, Übung und inneren Erfahrungen oder Visionen verbunden ist. Nur so läßt sich ein Sinn finden und das Ungeheure ertragen.<sup>33</sup>

Im Gegensatz dazu sehnte sich Ina Seidel, die sich offensichtlich im Einklang mit dem Zeitgeist fand, danach:

<sup>30</sup> Bergengruen (Anm.2), S. 140.

<sup>31</sup> Ina Seidel an Gottfried Benn: Brief vom 1. Mai 1934, Deutsches Literaturarchiv / Marbach am Neckar.

<sup>32</sup> Ina Seidel an Elisabeth Langgässer: Brief vom 22. Januar 1938, Deutsches Literaturarchiv / Marbach am Neckar.

<sup>33</sup> Langgässer (Anm. 21), Bd. 1, Brief an Martha Friedlaender, 16.12.43, Nr. 230, S. 440.



Ein paar Jahre schweigen zu dürfen! – das wäre wunderbar [...] Wenigstens zwei Jahre abgeschlossene Manuskripte anhäufen [zu] dürfen, einen Vorrat an Texten in der Schublade haben, von denen man gelegentlich etwas hergeben könnte.<sup>34</sup>

Oskar Loerke erlebte die eingetretenen Verhältnisse als ‚Unheil‘. Wie Seidel legte er 1933 auf Drängen des Verlegers Fischer, dem er als Lektor verpflichtet war, ein Treuegelöbnis auf den Reichskanzler ab. Damit sollte der Verlag vor Schwierigkeiten bewahrt werden. Doch litt er darunter, wenngleich er „nichts verraten zu haben [glaubte], was ihm heilig war“.<sup>35</sup> Ebenso bereitete ihm die Durchsicht von Texten der Verlagsautoren Unbehagen. Ihm oblag es, den Autoren die Zustimmung für unvermeidliche Änderungen abzutrotzen. Der Dichter und Zensor wider Willen Loerke konnte sich gut in die Lage seiner Kollegen und Opfer seiner Zensureingriffe einfühlen.

Über Streichungen in seinem Aufsatz *Über meine sieben Gedichtbücher* ist in seinen Memoiren zu lesen: „[...] von Suhrkamp hinbestellt und die Streichung eines Drittels davon angenommen. Manches davon schmerzt.“<sup>36</sup> Eine Woche später, in einem Brief an Wilhelm Lehmann vom 14. November 1936 bekannte sich Loerke zu selbst vorgenommenen „weiteren Strichen“. Einen vorausgegangenen Aufsatz über Herder kürzte er von 64 auf 43 Seiten, weil die „Neue Rundschau“, für die dieser bestimmt war, immer weniger Seiten umfaßte und „die ihr verbliebenen Mitarbeiter schmerzlich wie freudig zusammenwirken“ mußten.<sup>37</sup>

Kürzungen aus Platzmangel können ebenfalls als Indizierung aufgefaßt werden. Ina Seidel wehrte sich offensichtlich gegen derartig begründete Streichungen in ihren Romantikerbiographien:

Ich habe eine große Bitte an den Verlag, mich nicht zu einer Kürzung überreden zu wollen: ich wüßte nicht, wo ich etwas weglassen könnte, ohne dem Ganzen zu schaden, ich habe an sich schon den Stoff so stark komprimiert, als es nur irgend anging, und dann während der Reinschrift noch weggelassen, was irgend unentbehrlich war.<sup>38</sup>

Dagegen war Seidel Änderungen prinzipiell nicht abgeneigt; im Fall der Biographie Brentanos, die für die Reihe *Dichter der Deutschen* bestimmt war, zweifelte sie selbst an der Angemessenheit ihrer Fassung. Bedenken äußerte sie gegenüber dem Verleger schon drei Tage nach der Übersendung des fertigen Textes:

Für sich allein betrachtet ist er schon herkunfts- und blutsmäßig, dann aber in menschlich-psychologischer und in dichterischer Beziehung ausgesprochenermaßen ein Grenzfall.

<sup>34</sup>Seidel (Anm. 25).

<sup>35</sup>Oskar Loerke: *Letztwillige Bestimmungen im Falle meines Todes*. In: Oskar Loerke: *Tagebücher 1903-39*, hrsg. v. Hermann Kasack. Heidelberg, Darmstadt 1986, S. 396.

<sup>36</sup>Loerke, Ebenda S. 353 (5.11.1936).

<sup>37</sup>Oskar Loerke an Wilhelm Lehmann: Brief vom 14. November 1936. In: Flugasche 12 (1991) Nr. 38, S.24. *Meine sieben Gedichtbücher. Gestrichene Abschnitte aus dem Essay von 1936*, mitgeteilt von Reinhard Tgahrt.

<sup>38</sup>Ina Seidel an Kläre Buchmann (Verlag Cotta): Brief vom 23. Juni 1941, Deutsches Literaturarchiv / Marbach am Neckar.

Daher könne Brentano kaum als „einer der inneren Führer des Volkes und der Jugend“<sup>39</sup> erscheinen.

Zwei Jahre später werden ihre Bedenken in einem Begleitbrief zur neuen Fassung deutlicher artikuliert:

Auf die Abstammung der Brentano mußte [...] unter Zugrundelegung der neuesten diesbezüglichen Veröffentlichungen ganz ausführlich eingegangen werden, schon weil bis zu diesen Veröffentlichungen immer wieder das Gerücht auftauchte, die Brentanos wären jüdischer Herkunft.<sup>40</sup>

Ina Seidels Verhalten begründet die These, daß mit Verbreitungsgrad und Wirkung des Buches die Selbstzensur zunahm. Sie schöpfte die Möglichkeit nicht aus, ihr Ansehen in weiteren Spielraum umzumünzen. Ein evidentes Beispiel von Selbstzensur kommt in den Briefen an die Deutsche Verlagsanstalt zum Ausdruck, in denen es um den 1940 erschienenen Roman *Lennacker* geht. Die Autorin beunruhigte sich über den Vornamen Jakob, der ihr im nachhinein zu häufig vorzukommen schien. Daher veranlaßte sie aus eigenen Stücken Streichungen im fast gedruckten Buch: „Sie wissen, wie leicht eine gewisse Kritik heute gerade an solchen Äußerlichkeiten haften bleibt“, schrieb sie im August 1938 an den Verlag.<sup>41</sup>

Sie scheint zum Regime loyal eingestellt gewesen zu sein, wie ihre Selbstzensur und etwa ein Geburtstagsgedicht auf Hitler als „einen Auserwählten der Generation“<sup>42</sup> verdeutlicht. Auf dieser Folie erscheinen Äußerungen aus der Zeit der Besatzungsherrschaft wenig glaubwürdig:

[...] so war doch wohl der eigentliche Grund dieser Unfruchtbarkeit das Bewußtsein, daß das, was ich zu sagen hatte, nicht mehr gesagt werden sollte – daß jedes Buch, das ich etwa plante im Voraus als revolutionär und gefährlich für die Jugend [wie eine ihrer Erzählungen *Peregrin*] verurteilt – ein totgeborenes Kind sein würde.<sup>43</sup>

Im Gegensatz zu den Exilautoren wurden die in Deutschland Zurückgebliebenen zusätzlich durch das Verhalten ihrer Leser herausgefordert. Loerke beklagte, daß die oppositionellen Leser das Genau- und Wörtlichnehmen verlernt hätten,<sup>44</sup> obwohl er selbst die Kunst der Verschleierung des Gemeinten erlernt hatte.

Das Stichwort „Beendetes gefeilt“ im Tagebucheintrag vom 7. August 1933, mit einer Titeltafel der bearbeiteten Gedichte, weist auf Verse hin, an denen Loerke aus politischen Gründen Änderungen vornahm: Beispielsweise in dem verschieden datierten Gedicht *Von fern der Weise*, das ursprünglich *Von fern Spinoza* überschrieben war, wobei ungewiß bleibt, ob er die Bezugnahme auf den jüdischen Philosophen aus

<sup>39</sup> Seidel, a.a.O., Brief vom 27. Juni 1941.

<sup>40</sup> Seidel, a.a.O., Brief vom 19. Juli 1943.

<sup>41</sup> Vgl. Ina Seidel an Deutsche Verlagsanstalt, Brief vom 27. August 1938, Deutsches Literaturarchiv / Marbach am Neckar.

<sup>42</sup> Vgl. Der deutsche Schriftsteller, H.4., 7 (1942).

<sup>43</sup> Seidel, 4. Juni 1945, (Anm. 25).

<sup>44</sup> Vgl. Oskar Loerke: *Das alte Wagnis des Gedichtes*. Berlin 1935, S. 27.

Opportunität vermied oder ob er nicht für judenfeindliche Propaganda beansprucht werden wollte.<sup>45</sup>

Schon bei der Themenauswahl konnte Selbstzensur den Autor beeinflussen. Bergengruens Entscheidung für das historische Thema im *Großtyrann* und damit die Bemäntelung seiner Gegenwartskritik belegt den Willen des Autors, bis an die Grenzen des Erlaubten zu gehen. Dasselbe gilt auch für Bernt von Heiseler, der nach dem Verbot seines anfangs erfolgreichen Stückes *Cäsar* (1941), das wegen der kritischen Darstellung eines „Führers“ beanstandet wurde, Gegenwartskritik weiterhin in historische Stoffe einband.

Bergengruen, der sich der „verfeinerten Kunst des Schreibens zwischen den Zeilen“ zuwandte, maß der Hellsichtigkeit seiner Leser große Bedeutung bei. Einer zusätzlichen Kontrolle unterwarf sich der Autor dadurch, daß ihn der Gedanke an mögliche Leser beeinflusste:

Dieser während des Hervorbringungsprozesses meist durchaus unbewußt auftretende Gedanke an den Leser wird den Dichter auch da beherrschen, wo er etwas schreibt, dessen Veröffentlichung er, aus welchen Gründen auch immer, keineswegs beabsichtigt. Der imaginäre Leser würde sogar zugegen sein, wenn ich à la Robinson auf eine wüste Insel verschlagen und, aller Hoffnung auf Rückkehr zu den Menschen endgültig beraubt, etwa auf getrocknete Palmblätter Gedichte oder Erzählungen schriebe.<sup>46</sup>

Bergengruen fühlte sich von seinen Lesern in die Pflicht genommen, als er 1942 erkannte, daß

ein Publizieren sinnlos wurde, auch innerhalb des schmalen Raumes, den die nationalsozialistischen Behinderungen mir offen ließen. Das Papier war knapp und streng bewirtschaftet, die einzelnen Auflagen waren niedrig. Bücher gelangten nicht mehr in die Hände, in die man sie wünschte [...] Ich beschloß, Manuskripte zurückzuhalten und nur noch für die Schreibtischschublade, das hieß: für die Zukunft, zu arbeiten. Ich wollte beim Beginn der neuen Ära etwas im Vorrat haben, mit dem ich vortreten könnte. So lehnte ich [...] alle Vorschläge von Verlegern zur Herausgabe neuer Bücher [...] hartknäckig ab.<sup>47</sup>

Autoren wie die mit einem Publikationsverbot belegte Langgässer schrieben zwar auf unabsehbare Zeit für die Schublade weiter, aber ihre Texte blieben vorerst ohne Echo. Deshalb gehörten sie zu den wenigen, die die Kapitulation als Befreiung und nicht als Zusammenbruch erlebten.

<sup>45</sup> Vgl. Gerhard Schulz: *Zeitgedicht und Innere Emigration*. In: *Zeit der Moderne*, hrsg. v. Hans-Henrik Krümmacher, Fritz Martini und Walter Müller-Seidel. Stuttgart 1984, S. 389f.

<sup>46</sup> Werner Bergengruen: *Warum dichte ich?*. In: Lothar Schreyer: *Die Sendung der Dichter*. Hamburg 1936, S. 11f.

<sup>47</sup> Bergengruen (Anm. 2), S. 148f.

## Rechenschaftslegung nach der Zeitenwende

Selbstzensur wird nur dann zum Thema von Tagebucheinträgen, Briefen etc. gemacht, wenn der Autor sich dagegen verwahrt. Erst nach 1945 war die Möglichkeit gegeben, sich ohne Furcht zur Selbstzensur zu äußern, doch mancher mied das Thema aus Wut über das eigene Versagen. Meistens kam die Sprache darauf, wenn die Selbstzensur als Folge von Kontrollverhältnissen der Diktatur dargestellt werden konnte. Doch auch nach 1945 hielt die Neigung zum chiffrierten Wort an.

Ina Seidel gestand in ihren Tagebüchern ihre Selbstzensur ein. Sie erklärte sich bereit, sich nach 1945 „an jede Art von Einschränkung anpassen zu können“. Ein Verbot durch die ‚neuen Herren‘ würde sie viel gelassener hinnehmen als die Zumutungen, die ihr seitens der NS-Stellen aufgezwungen worden waren. Der meistgelesenen Autorin des Dritten Reiches wurden von den Besatzungsmächten jedoch keine Schranken auferlegt und ihre Werke etablierten sich rasch im literarischen Kanon der Nachkriegsschulen.

Charakteristisch ist, daß gerade die prominenten Nachkriegsautoren ihre guten Publikationsmöglichkeiten im Dritten Reich herunterspielten. Dies läßt Spekulationen zu, wie im Fall von Günter Eich, dessen Texte offensichtlich nicht von Zensurstellen angefochten wurden. Vor allem an seinen Hörspielen scheiden sich bis heute die Geister. So wird die Distanzierung Eichs zu seinen früheren Arbeiten besonders der erfolgreichen in den Jahren 1933–1940 gesendeten Hörspielreihe *Ein Monatsbild vom Königswusterhäuser Landboten* zugeschrieben.

Vesper und Heiseler übertrieben dagegen ihre Schwierigkeiten mit der Zensur im Blick auf die alliierte Lizenzierungspolitik. Heiseler, der nach 1945 nichts vorweisen konnte, was zu seinen Gunsten gesprochen hätte, berief sich zu seiner Ehrenrettung auf ein einzelnes Gedicht. Noch im Januar 1944 hatte er den Schriftsteller Reinhold Schneider gebeten, die Handschrift dieses Gedichtes „wegzutun“, da sie eine Gefahr nicht nur für den Verfasser selbst, sondern auch für den Besitzer des Textes darstelle.<sup>48</sup>

Nach 1945 waren Veröffentlichungen verboten, die Mißtrauen gegenüber den Besatzungsmächten hervorrufen könnten.<sup>49</sup> Elisabeth Langgässers Roman *Grenze. Besetztes Gebiet*, der 1931 in der „Berliner Revue“ abgedruckt worden war, konnte auch in der Nachkriegszeit nicht erscheinen, da „man das Buch allzu leicht und irrigerweise als antifranzösisch hätte etikettieren können“.<sup>50</sup>

<sup>48</sup> Vgl. Reinhold Schneider, Bernt von Heiseler: *Briefwechsel*, Stuttgart 1965, Brief vom 12. Januar 1944.

<sup>49</sup> Vgl. *Deutsche Kommunikationskontrolle des 15. bis 20. Jahrhunderts*, hrsg. v. Heinz-Dietrich Fischer. München-New York-London-Paris 1982, S. 282f.

<sup>50</sup> Vgl. Nachwort von Anthony W. Riley zu: Elisabeth Langgässer: *Grenze. Besetztes Gebiet. Ballade eines Landes*. Olten u. Freiburg am Breisgau 1983, S. 141.

Auch eine Neuauflage des 1932 erschienenen *Triptychon des Teufels* lehnte die Autorin wegen der weltanschaulich und politisch untragbaren Novelle *Venus* ab. „Obwohl zwar die *Venus* keine Spitzen gegen die Franzosen enthält, ist doch die Darstellung der Besatzungszeit unter dem blossen Aspekt eines Militärbordells heute vollkommen unmöglich“, heisst es in einem Brief an die Verlegerin Marianne Jess, die eine Neuauflage plante.<sup>51</sup>

Doch auch unpolitische Bedenken standen Publikationen Langgässers entgegen. Der im Sommer 1945 beendete Roman *Das Unauslöschliche Siegel*, der nach Langgässer selbst „ein heisses Eisen für das so sterile und ängstliche Deutschland“<sup>52</sup> war, löste einen moralischen Skandal aus. Als in der katholischen Kirche sogar darüber nachgedacht wurde, das „*Sancta Pornographia*“-Buch auf den kirchlichen Index zu setzen, fragte die Autorin bei ihrem Verleger Claassen an:

[...] soll man die Sache auf die Spitze treiben? Oder nicht lieber versuchen, die anstössigen Stellen auszumerzen oder abzuschwächen, damit das Buch als Ganzes gerettet wird?! Welches diese pornographischen Stellen sind, weiss ich natürlich im Einzelnen nicht; aber ich fürchte, daß, wenn man erst einmal das Messer angesetzt hat, es zu einer Total-Amputation kommen wird! Denn, was A. noch hingehen lässt, findet B. unmöglich, und C. will keineswegs bei den Anständen von A. und B. stehen bleiben, sondern noch weitere Schnitte machen. Was bleibt dann am Ende übrig?<sup>53</sup>

Trotz kirchlicher Kritik an der Thematisierung weiblicher Homosexualität konnte der Roman schließlich veröffentlicht werden.

Zusammenfassend ist festzuhalten, daß im System der Zensur äussere Zensur und Selbstzensur miteinander verschränkt sind. Um die beiden Bereiche zu unterscheiden, muß die Haltung des Autors zu Zensureingriffen berücksichtigt werden.

Erst die Thematisierung der Zensur durch den Autor gestattet es, Zensureingriffe von Verbesserungen zu trennen. Soll geklärt werden, ob die Zensur von außen aufgezwungen wurde oder vom Autor selbst kam, ist man ebenfalls auf die Stellungnahme des Autors dazu angewiesen. Aber die Thematisierung der Zensur umfaßt nicht alle Fälle von Selbstzensur. Zum einen kann der Autor die Selbstzensur verdrängt haben, zum anderen kann er sie so weit verinnerlicht haben, daß sie ihm gar nicht mehr zu Bewußtsein kommt.

In der schriftstellerischen Praxis gesteht der Autor in Tagebucheinträgen oder persönlichen Briefen unmittelbar seine Selbstzensur ein. Oft geht aber nur indirekt aus den von ihm verfaßten Texten hervor, daß er sich selbst zensierte.

Die Nachlässe von Ina Seidel, Werner Bergengruen, Günter Eich, Will Vesper und Oskar Loerke belegen, daß die genannten Autoren sich auch nach 1945 weiterhin selbst zensierten. Einerseits fürchteten sie Repressionen der Alliierten, andererseits hatten sie sich bereits zu sehr an ihre Selbstzensur gewöhnt, um plötzlich wieder frei zu schreiben.

<sup>51</sup> Langgässer (Anm. 21), Bd. 2, Brief an Marianne Jess, 7.12.47, Nr. 361, S. 711f.

<sup>52</sup> Langgässer, a.a.O., Brief an Walter Dirks, 12. 5. 47, Nr. 322, S. 647.

<sup>53</sup> Langgässer, a.a.O., Brief an Eugen Claassen, 24. 3. 49, Nr. 479, S. 895.